Eduard Schwyzer

Autor(en): **Debrunner, Albert**

Objekttyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Museum Helveticum : schweizerische Zeitschrift für klassische Altertumswissenschaft = Revue suisse pour l'étude de l'antiquité classique = Rivista svizzera di filologia classica**

Band (Jahr): **1 (1944)**

Heft 1

PDF erstellt am: **25.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

† Eduard Schwyzer

Von *Albert Debrunner*

Zum sechstenmal in fünf Jahren betrauert die Schweiz einen hervorragenden Sprachwissenschaftler: den drei Baslern Jacob Wackernagel († 22. Mai 1938), Andreas Heusler († 28. Februar 1940) und Rudolf Thurneysen († 9. August 1940), dem Luzerner Renward Brandstetter († 19. April 1942) und dem Westschweizer Louis Gauchat († 22. August 1942) ist am 3. Mai 1943 der Zürcher Eduard Schwyzer gefolgt.

Eduard Schwyzer wurde am 15. Februar 1874 in seiner Heimatstadt Zürich als Sohn eines Kupferschmieds geboren, besuchte daselbst die Volksschule und das Gymnasium und erwarb sich dort im Herbst 1892 das Reifezeugnis, «um mich», wie die Vita seiner Dissertation sagt, «dem Studium der klassischen Philologie und, aufs lebhafteste angezogen durch den unvergeßlichen Verkehr mit meinem hochverehrten Lehrer[1]) *Heinrich Schweizer-Sidler*, der vergleichenden indogermanischen Sprachwissenschaft zu widmen». Hier ist vom Anfang seiner Studien an die Linie vorgezeichnet, der er sein ganzes Leben hindurch treu geblieben ist: auf der klassischen Philologie baut sich die indogermanische Sprachwissenschaft auf. Die ersten vier Studiensemester verbrachte er in Zürich vor allem unter der Leitung von Schweizer-Sidler (1815–1894) und dessen Schüler und Nachfolger Adolf Kaegi (1849–1923), dem weltbekannten Verfasser der griechischen Schulbücher, der aber auch ein guter Kenner des Rigveda war und seine klassischen Philologen unbarmherzig einige Semester in die Zucht des Sanskrit nahm. So vorbereitet, brachte dann Schwyzer zwei Semester in Leipzig zu wo (1894/95), damals Karl Brugmann, August Leskien, Eduard Sievers und Ernst Windisch als Führer der Indogermanistik nicht nur Deutschlands, sondern der Welt wirkten. Nach der Rückkehr nach Zürich bearbeitete er die Preisaufgabe der philosophischen Fakultät: «Grammatik der pergamenischen Inschriften» und erhielt dafür am 29. April 1897 den Hauptpreis. Einige Monate später bestand er die zürcherische Gymnasiallehrerprüfung und das Doktorexamen. Als Dissertation diente die genannte Preisarbeit (erschienen 1898). Sie geht noch unter dem Namen Schweizer; bald nachher schloß er sich denjenigen seiner Sippengenossen an, die 1891 die bis ins 18. Jahrhundert üblich gewesene Schreibung Schwyzer offiziell wieder aufgenommen hatten. Die Familie stammte von einem Hans Baumgartner ab, der aus Arth im Kanton Schwyz nach Zürich kam und dort 1401 eingebürgert wurde; nach der Familientradition stammte dieser von dem aus der Tellgeschichte bekannten Baumgartner von Altzellen ab.

---

[1]) Er hätte hinzufügen können: «und Großoheim.»

Nach kurzer Lehrtätigkeit an der Kantonsschule in Solothurn trat Schwyzer 1898 als Redaktor in die Arbeit am schweizerdeutschen Mundartenwörterbuch («Schweizerisches Idiotikon») ein; daneben unterrichtete er noch bis 1907 am kantonalen Gymnasium und an der Töchterschule. 1902 habilitierte er sich an der heimischen Universität; 1909 wurde er dort zum außerordentlichen, 1912 zum ordentlichen Professor (als Nachfolger Kaegis, der aus Gesundheitsrücksichten vorzeitig zurückgetreten war) ernannt. Mittlerweile hatte er auch mit Hedwig Bebié einen eigenen Hausstand gegründet; drei Söhne sind dieser Ehe entsprossen.

Mit zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten hatte sich Schwyzer bald in die vorderste Reihe der Indogermanisten des deutschen Sprachgebietes gestellt, und schon lange waren die Blicke der reichsdeutschen Universitäten auf ihn gefallen. Aber man wußte, daß er immer noch am Idiotikon tätig war, und glaubte, er sei mit diesem, mit seiner Heimatstadt und mit dem schweizerischen Heimatland so verwachsen, daß eine Berufung ins Ausland erfolglos sei. Als ihn schließlich doch 1927 Preußen auf den Bonner Lehrstuhl für Indogermanistik berief, war die Ursache mehr der Wunsch, ihm diese Ehrung zuteil werden zu lassen, als die Hoffnung, ihn wirklich zu gewinnen, und in der Tat lehnte er zuerst ab, gab dann aber einem zweiten Versuch doch gern nach. Den Ausschlag gab sicher die Gewißheit, in Bonn sich endlich viel mehr der wissenschaftlichen Forschung hingeben zu können und vor allem die starke Einspannung in die stark büromäßige Idiotikonarbeit und in verschiedene zeitraubende Kommissionen los zu werden. Wohl erkennt er später dankbar an: «die eindringliche Beschäftigung mit lebendigem und erlebtem Sprachstoff unter der straffen Führung *Albert Bachmanns* war auch methodisch eine unvergleichliche Schulung» (Sitzungsberichte der Preuß. Akademie d. Wiss. 1937, S. CVI); aber an derselben Stelle spricht er auch davon, daß diese Arbeit mehr als ein Vierteljahrhundert viel von seiner Zeit und Kraft beansprucht hat. Schade, daß das Idiotikon bei den einzelnen Artikeln die Bearbeiter nicht nennt; sonst würde Schwyzers Mitwirkung ganz anders zur Geltung kommen.

In Bonn lebte sich aber Schwyzer erstaunlich rasch in die neuen Verhältnisse ein und ebenso fünf Jahre später in Berlin, wohin er auf den Lehrstuhl Wilhelm Schulzes berufen wurde und wo er 1937 dessen Platz in der Preußischen Akademie der Wissenschaften erhielt. Von sonstigen wissenschaftlichen Ehrungen wurde ihm auch die Ehrenmitgliedschaft der wissenschaftlichen Gesellschaft in Athen, die Ernennung zum korrespondierenden Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Athen und der Dr. h. c. der Universität Athen zuteil.

Die Emeritierung erfolgte auf den Frühling 1939. Da aber noch kein Nachfolger berufen war und bei Kriegsbeginn die Emeritierungen überhaupt eingestellt wurden, blieb Schwyzer noch weiterhin im Amt; er mußte sogar zeitweise außerdem den militärisch beanspruchten Indologen vertreten. Im Frühjahr 1943 mußte er sich einer Operation unterziehen; nachdem sie erfolgreich verlaufen war und die Genesung gesichert schien, raffte ihn, der nie etwas von Krankheit gewußt hatte, eine tückische Embolie in wenigen Tagen dahin.

Die wissenschaftliche Bedeutung seiner Leistungen, die ihn schließlich zu dieser Höhe internationaler Anerkennung geführt haben, ist schon in der Dissertation deutlich zu erkennen. Bei den deutschen Ausgrabungen in Pergamon im westlichen Kleinasien kamen neben dem berühmten riesigen Altar mit dem Gigantenkampf auch viele Inschriften zutage. Da Pergamon vor allem seit der Zeit Alexanders des Großen eine große Rolle gespielt hat, gehören die Inschriften zum allergrößten Teil der hellenistischen Zeit an. Die Veröffentlichung der Inschriften durch Max Fränkel (1890 und 1895) bot zum ersten Male eine große, geographisch geschlossene, über mehrere Jahrhunderte verteilte Gruppe inschriftlichen Materials für die Erforschung der nachklassischen griechischen Sprache (der gemeingriechischen Sprache oder Koine). Das ist die Grundlage von Schwyzers «Grammatik der Pergamenischen Inschriften», die den Untertitel trägt: «Beiträge zur Laut- und Flexionslehre der gemeingriechischen Sprache». Heute, wo wir eine ganze Menge guter ähnlicher Arbeiten über Inschriften, Papyri und Schriftsteller der Koine besitzen, vergessen wir allzuleicht, daß Schwyzers Arbeit dafür erst das Muster geschaffen hat und daß Albert Thumbs Buch «Die griechische Sprache im Zeitalter des Hellenismus. Beiträge zur Geschichte und Beurteilung der *KOlNH*», das alle Koine-Probleme grundsätzlich und wegleitend behandelt[2]), erst drei Jahre später erschienen ist. Auch Schwyzers Werk enthält schon in derEinleitung ein Kapitel: «Begriff, Umfang und Entwicklung der *κοινή*» (S. 18–33) und am Schluß einen Rückblick: «Charakteristik der einzelnen Inschriftengruppen» (S. 193–200) und «Charakteristik der Volkssprache» (S. 201 f.). Schwyzer verbindet schon in dieser Erstlingsarbeit die zwei Eigenschaften, die ihn auch später charakterisieren: absolute Zuverlässigkeit in der Stoffsammlung und weitblickende Auswertung. Es ist keine Dissertation eines Anfängers, sondern die reife Leistung eines Kenners, ein Pionierstück der Koine-Forschung.

Es war die logische Fortsetzung dieser Arbeit, daß gleich nachher die dritte Auflage der «Grammatik der attischen Inschriften» des früh verstorbenen Solothurner Gymnasiallehrers Konrad Meisterhans (1858–1894) Schwyzer anvertraut wurde. Die Koine beruht in der Hauptsache auf dem attischen Dialekt, wie er in Attika gesprochen und in der attischen Literatur gepflegt wurde; aber sie weicht doch in manchem vom Attischen ab, indem einerseits die andern Mundarten bei der Bildung einer gemeingriechischen Umgangs- und Schriftsprache ihren Einfluß geltend machten, andererseits die nachklassische Sprache selber sich weiterentwickelte, vor allem durch starke Umgestaltung des Lautsystems und des Formenbaus. Um nun den attischen Einschlag in der Koine sicher abzugrenzen, war eine genaue Erfassung des Attischen nötig, und dazu war in erster Linie die Feststellung des grammatischen Bestandes der gerade damals immer zahlreicher zutage tretenden

[2]) In einem Aufsatz in den Neuen Jahrbüchern (Jahrg. 4, 1901, Bd. 7, 233–248) unternimmt Schwyzer einen «Gang durch das neue Buch von Thumb», erkennt die «klare Entwicklung der hauptsächlichsten Gesichtspunkte» und «manche fördernde Bemerkungen im einzelnen» an und kommt zu dem bezeichnenden Schluß: «Der Anregungen sind freilich nun vorläufig genug, es ist Zeit, daß die Thatsachen noch mehr zum Wort kommen.»

und in Veröffentlichungen zugänglich werdenden attischen Inschriften nötig; denn die Inschriften bieten gegenüber der handschriftlich überlieferten Literatur den gewaltigen Vorteil dar, daß sie authentische zeitgenössische Zeugnisse und nicht durch die zahlreichen Fehlermöglichkeiten der Abschreiber hindurchgegangen sind. Schwyzer hatte 12 Jahre nachzuarbeiten. Wie ernst er es mit der Ergänzung nahm, zeigt die schlichte Bemerkung der Vorrede: «Endlich blieb auch eine selbständige Durchsicht des CIA.» (Corpus inscriptionum Atticarum) «nicht ohne Ergebnis.» Die Neuauflage erschien 1900 in Berlin. Sie zeigt eine Erweiterung von 237 auf 288 Seiten und ist bis heute nicht ersetzt worden[3]).

Und sofort trat eine neue Aufgabe an Schwyzer heran: die kommentierte Ausgabe der Germania des Tacitus, die sein verehrter Lehrer Schweizer-Sidler von 1871 bis 1890 fünfmal herausgebracht hatte, mußte neu aufgelegt werden. Hier war aber dem Bearbeiter mehr als bei einer Grammatik Gelegenheit gegeben, eigene Wege einzuschlagen. So gab die 6. Auflage (Halle 1902) den Kommentar in neuer Form, fügte auch einen bibliographischen Anhang hinzu; die 7. von 1912 gab noch sechs Abbildungen und eine Karte bei, und die 8. von 1923 außer sonstigen Erweiterungen einen höchst erwünschten dritten Anhang: «Ausgewählte, besonders kulturgeschichtliche Stellen über Germanien und die Germanen aus andern antiken Quellen» (S. 139–164). So kann das Vorwort der 8. Auflage mit Recht sagen: «Schon die erste Bearbeitung meiner Hand war allerdings alles eher als ein pietätvoller Neudruck; für die dritte muß ich die Verantwortung allein übernehmen.» Der äußere Ausdruck dieser Umgestaltungen ist der Umfang: die 5. Auflage zählt 105 Seiten, die 6. 104, die 8. 164.

Von größern Arbeiten folgt nun die Reihe der Berichte über griechische Sprachwissenschaft in Bursians Jahresberichten: Bd. 120 (1904) 1–152 über die Jahre 1890–1903; Bd. 149 (1910) 204–255 über 1904–1908; Bd. 201 (1924) über 1909 bis 1924. Die für solche Bibliographien nötigen Eigenschaften besaß Schwyzer in hohem Maß: sorgfältiges, entsagungsvolles Zusammentragen des Vorhandenen, unbestechliches Urteil, kurze und klare Zusammenfassung des Wesentlichen. Von 1907/08 bis 1927 lieferte er auch die Bibliographie für den Abschnitt «Indogermanische Sprachwissenschaft» in den Idg. Forsch. (Bd. 22, 24, 27), dann im Idg. Jahrbuch (Bd. 1–11).

Die nächste große Arbeit ist den griechischen Dialekten gewidmet: Dialectorum Graecarum exempla epigraphica potiora, Leipzig 1923. Schon 1910 hatte ihn Brugmann ermuntert, den «Delectus inscriptionum Graecarum propter dialectum memorabilium»[4]) des besonders als Homerforscher den Philologen rühmlichst bekannten Paul Cauer zu erneuern. Auch hier ist aus der Bearbeitung ein neues Werk geworden; die Zahl der Inschriften ist von 557 auf 814 erhöht, und abgesehen von den äußerst knappen Anmerkungen dienen dem Verständnis neue

---

[3]) Einige Kapitel sind breiter behandelt in der Basler Dissertation von W. Lademann, De titulis Atticis quaestiones orthographicae et grammaticae. 1915. 138 Seiten.

[4]) 1. Auflage 1879, 2. 1883.

Beigaben: Proben älterer attischer Inschriften (auch das Attische war ja ein Dialekt!), einige vulgär- und barbarohellenistische Inschriften, Äußerungen antiker Autoren über griechische Dialekte und barbarische Nachbarsprachen (S. 389–402!), einige ungriechische mit griechischen Schriftzeichen geschriebene Inschriften, ein vor allem grammatischer «Index Latinus» (S. 458–460) und ein hochwillkommenes Verzeichnis der wichtigsten griechischen Wörter und Namen (S. 411–458). Selbstverständlich sind die Inschriften alle in allen Einzelheiten durchgearbeitet, so daß die Ausgabe und Erläuterung bei den unzähligen Schwierigkeiten dieser Funde eine selbständige Recensio darstellen.

Schon vor der Vollendung dieses Buchs hatte Schwyzer – es muß ums Neujahr 1922 gewesen sein – ein Werk übernommen, das sein Hauptwerk werden sollte, obschon es ihm leider nicht vergönnt war, es zu Ende zu führen: die Neubearbeitung der griechischen Grammatik in Iwan v. Müllers Handbuch. Die Aufgabe, die ihm damit gestellt war, war eine doppelte. Einmal mußte die führende Stellung, die das Werk vom ersten Erscheinen an (1885) (der Verfasser war kein Geringerer als Karl Brugmann) bis zur letzten, von Albert Thumb besorgten, vierten Auflage (1913) unbestritten behauptet hatte, gewahrt werden. Sodann war besser zu berücksichtigen, daß das «Handbuch der Altertumswissenschaft», in dessen Rahmen das Werk stand, in erster Linie für klassische Philologen bestimmt war; Brugmanns trockene Sachlichkeit und seine häufigen Hinweise auf indogermanische Sprachen außerhalb der klassischen hatten den Philologen den Zugang etwas erschwert, und Thumb hatte zwar die Koine und damit die innergriechische Sprachgeschichte stärker zur Geltung gebracht, aber sonst an der gesamten Art des Werks nichts geändert. Schwyzer, der auch sonst Neubearbeitungen immer als selbständige Aufgaben aufgefaßt hatte, war auch hier der rechte Mann. Er hat sich die Arbeit nicht leicht gemacht. Auch als er durch die Übersiedlung nach Bonn für die Forschungsarbeit Zeit gewonnen hatte, vergingen noch sieben Jahre, bis die erste Lieferung der griechischen Grammatik erschien (Allgemeiner Teil und Lautlehre, München 1934), und die Vollendung der zweiten Lieferung (Wortbildung und Flexion, 1939) erforderte weitere fünf Jahre. Der stattliche Band von 842 Seiten, der nun den Titel trägt: «Griechische Grammatik auf der Grundlage von Karl Brugmanns Griechischer Grammatik von Ed. Schw.» und den ersten 413 Seiten der vierten Auflage entspricht, stellt auch innerlich seine Vorgänger völlig in den Schatten. Am stärksten ist die Einleitung ausgebaut (von 26 auf 165 Seiten!). Der Abschnitt «Sprachtheoretisches und Methodologisches» (S. 11–28) ist in knappster Form eine erstaunlich reichhaltige Einführung in die allgemeine Sprachwissenschaft, die «Äußere Geschichte der griechischen Sprache» (S. 45–137) führt von der indogermanischen Grundsprache bis in die Gegenwart, und ganz neu ist der Einbau der Beziehungen des Griechischen zu andern Sprachen («Die Nebenüberlieferung des Griechischen» [S. 150–165]). Die Lautlehre hat durch einen besondern sprachpsychologischen Abschnitt (S. 234–289) außerordentlich gewonnen, und die praktische Erschwerung des Auffindens der einzelnen Laut-

erscheinungen durch ein völlig ungewohntes (aber sachlich durchaus berechtigtes) System wird durch die schmerzlich vermißten Register, die der zweite Band bringen soll, behoben werden. Die Arbeit an diesem Syntaxband ist leider durch die Zeitumstände, die Schwyzer den Ruhestand vorenthielten, stark gehemmt worden, und so hat ihm der Tod die Feder vorzeitig aus der Hand genommen. Doch war der Band schon so weit vorgeschritten (Schwyzer hoffte, 1943 durch die Drangabe der geliebten Heimatferien dem Ende nahe zu kommen), daß die Fertigstellung des Manuskripts bis zum Frühjahr 1944 erhofft werden kann.

Es mag auffallen und bedauert werden, daß Schwyzer abgesehen von seiner Dissertation in allen größern Werken nur Bearbeiter war. Es ist aber schon mehrfach darauf hingewiesen worden, daß er auch in den Neuauflagen so viel als möglich Eigenes gegeben hat, so daß sie doch selbständige Gestaltungen geworden sind (außer der Grammatik der attischen Inschriften, wo der Stoff und der Zweck den Rahmen vorschrieben). Freilich hätte sich nicht jeder zu solchen Bearbeitungen hergegeben und geeignet. Schwyzer war der rechte Mann dazu: er hatte die Fähigkeit zum gewissenhaften, ja oft asketischen Aufräumen großer Gesamtgebiete und zum bescheidenen Verzicht auf den Anspruch, immer und überall originell zu sein. Daß er aber ebensogut auch selbständige Forscherarbeit im Neuland treiben konnte, das hat er durch eine Fülle von Aufsätzen reichlich bewiesen. Es können hier natürlich nur einige wenige erwähnt werden.

Den Hauptanteil hat das Griechische in seinem ganzen Umfang von den ältesten Zeiten bis heute. Ich hebe einige besonders treffende Etymologien heraus: *λαγώς* (*λαγωός*) «Hase» ist «Schlapp-ohr» (zu *λαγ-αρός* «schlaff» und *οὖς*; KZ 37, 1904, 146f.); *γεννᾶν γενναῖος* sind Ableitungen aus *γενεά* und zeigen attischen Wandel von *νε* vor Vokal zu *νν* entsprechend dem *ρεϟρρ* in *βορρᾶς* und *στερρός*, Glotta 5, 1913, 195f.; *μέλισσα* «Biene» ist die Honigleckerin (**μελι-λιχια*; ebenda 6, 1914, 84–86); der alten Herleitung des aus Horaz bekannten *μαλόβαθρον* (*μαλάβαθρον*) aus dem indischen *tamāla-pattra-* «Blatt des Tamālabaums» setzt Schwyzer die Krone auf, indem er die Ablösung von *ta-* als «Deglutination» des (scheinbaren) griechischen Artikels erklärt (Neue Jahrb. Jahrg. 25, 1922, Bd. 49, 458–460); att. *ἧδος* «Essig» zu *ἡδύς* «süß» ist «Deckwort» für das sonst übliche *ὄξος* zu *ὀξύς* «scharf, stechend» und hat eine Parallele im neugriechischen *γλυκάδι* «Essig» zu *γλυκύς* «süß» (Festschrift P. Kretschmer, 1926, 244f.); das von G. Rohlfs als alter Dorismus nachgewiesene unteritalienisch-griechische *νασίδα* «angebauter Landstreifen am Fluß» gibt das richtige Verständnis für *νᾶσος* in den Tafeln aus dem unteritalienischen Heraklea und ist mit der Bedeutungsentwicklung von «Insel» zu «Flußrand» eine Parallele zu neuprovenzalisch *isclo* (aus *insula*) und deutsch *Aue* (ursprünglich «Insel») (ebenda 245–247); *νόος νοῦς* stellt sich mit gotisch *snutrs* «klug» (eigentlich «mit Spürnase begabt», vgl. lat. *sagax*) zur Wurzel *snu-* «schnaufen, schnuppern, schnupfen», zu der auch *νύμφη*, lat. *nūbere*, slav. *snub-* «freien» gehören kann (erklärbar aus der Sitte des beschnuppernden Verwandtenkusses) (ebenda S. 247–251); *νεανίας* läßt sich auf **νεϝο-αν(ο)* – «der eben erst atmet, zu schnau-

fen beginnt» zurückführen (Mélanges E. Boisacq II, 1938, 231ff.). Von der Koine hat Schwyzer schon von Anfang an die Linie ins Neugriechische weitergezogen. So vergleicht er z. B. «Neugriechische Syntax und altgriechische» (Neue Jahrb. Jahrg. 11, 1908, Bd. 21, 498–507) nach überraschenden Ähnlichkeiten und grundlegenden Umgestaltungen, und in dem Aufsatz «Dissimilatorische Geminatenauflösung als Folge von Übersteigerung zunächst im Neugriechischen und Spätaltgriechischen» (KZ 61, 1934, 222–252) erklärt er schlagend z. B. neugriechisch *ἔγνοια* «Sorge» (statt *ἔννοια*), mundartliches *κότσυφος* «Amsel» statt *κόσσυφος*, den sogenannten «parasitären» Nasal in *Καμπαδοκία* (statt *Καππ-*), *ἐγκλησία* (statt *ἐκκλ-*) und manches andere aus dem Bestreben von Leuten, die in ihrer lebendigen Sprache keine Geminaten hatten, die für besser angesehenen Geminaten doch herauszubringen. Aus den Vorarbeiten für den Syntaxband der «Griechischen Grammatik» ist die Berliner Akademieabhandlung «Syntaktische Archaismen des Attischen» (1940, Nr. 7) erwachsen. Die meines Wissens letzte Veröffentlichung ist der Aufsatz «Zum sog. genitivus absolutus statt participium coniunctum im Griechischen» in der spanischen Zeitschrift Emerita (10, 1942, 98–104)[5]).

Das Lateinische hat Schwyzer in der Forschung weniger gepflegt; doch möchte ich auch da einige Rosinen herauspicken. Der Satz der altrömischen «lex regia»: *si hominem fulminibus occisit*» «wenn es einen Menschen mit dem Blitz erschlägt» = «wenn der Blitz e. M. erschlägt» wird mit russischen Wendungen entsprechender Art verglichen (Rhein. Mus. 76, 1927, 433–439; dazu auch Idg. Forsch. 48, 1930, 276ff.)[6]). Das lateinische *ōtium* «Muße» *neg-ōtium* «Un-muße, Geschäft» erklärt Schwyzer als «das Beschuhtsein»: in einfachsten Verhältnissen werden die Schuhe nur bei besondern Gelegenheiten angezogen, nicht bei der Alltagsarbeit (Idg. Forsch. 45, 1927, 261ff.). Das bei Claudius Mamertinus belegte *perdagatus* ist eine falsche Analogiebildung: *ind-āgātus* wurde als *in-dāgātus* aufgefaßt und nach dem Vorbild des Synonymenpaars *in-vestīgātus per-vestīgātus* ein *per-dāgātus* gebildet (Riv. indo-greco-it. 17, 1933, 91f.).

Die iranischen Sprachen, denen sich Schwyzer noch in vorgerückten Jahren eifrig und tief eindringend zuwandte, stehen außerhalb des Interessenkreises dieser Zeitschrift, so daß ich mich hier mit dem Hinweis auf einen größern Aufsatz begnüge, der in überraschender Weise eine Verbindung zwischen einem awestischen und einem byzantinischen Wort findet (Idg. Forsch. 49, 1931, 1–45): der byzantinische Münzname *ἄσπρον* stammt aus dem lateinischen *asper* «rauh» (die neuen Münzen waren rauh; *ἄσπρος* «weiß» von den zugleich rauhen und weißen neuen Silbermünzen); *aspərəna-* als Name einer Münze kommt im Awesta

---

[5]) Im September 1943 ist noch der Akademievortrag vom 30. April 1942 im Druck erschienen: «Zum persönlichen Agens beim Passiv, besonders im Griechischen». Abh. der Preuß. Ak. 1942, Nr. 10 (Berlin 1943). 79 S. 4°. Wie ich höre, ist der Vortrag «Zur Auffassung der Apposition» (s. u. S. 9) als Akademie-Abhandlung im Druck. – K.-N.

[6]) Die von Fr. Specht bestrittenen russischen Parallelen werden verteidigt von Erich Hofmann KZ 61 (1934) 209ff.; vgl. auch O. Grünenthal, ebd. 63 (1936) 122.

nur in jungen Zusätzen des Vidēvdāt vor und ist daher wie das späthebräische *'spr* aus dem byzantinischen Griechischen entlehnt!

Sehr zahlreich sind in Schwyzers Arbeiten die Spuren der Idiotikonzeit; die breite und tiefe Kenntnis der deutschen Sprachgeschichte und insbesondere der schweizerdeutschen Mundarten verschaffte ihm manche feine etymologische Verbindung und manche schlagende Parallele zu andern Sprachen (auch in der «Griechischen Grammatik» finden sich solche beleuchtende Hinweise oft). Ich greife nur den Aufsatz «Ein indogermanischer Rest im schweizerdeutschen Wortschatz» (Streitberg-Festgabe, 1924, 344–350) heraus, in dem er das schweizerdeutsche *(v)əršmīə* «erstaunen, erschrecken» mit dem englischen *smile* «lächeln», dem griechischen *μειδιᾶν*, dem altindischen *smáyate* «er lächelt» (vgl. *vi-smaya-* «das Erstaunen»), dem altslavischen *smijati sę* «lachen» und dem lettischen *smiêt* «lachen» zusammenbringt (ein tocharischer Verwandter wird Idg. Forsch. 45, 265f. hinzugefügt).

Hat Schwyzer schon bei den Arbeiten über Einzelsprachen sehr oft die verwandten Sprachen herangezogen, so hat er auch einige Abhandlungen geschrieben, die eine bestimmte Spracherscheinung durch viele Sprachen hindurch verfolgen. Ich nenne hier: «Die Parenthese im engern und im weitern Sinne» (Abhandlungen der Preuß. Ak. 1939, Nr. 6; 46 S. 4⁰) und «Sprachliche Hypercharakterisierung» (ebenda 1941, Nr. 9; 27 S. 4⁰).

Wer die obigen kurzen Skizzierungen aufmerksam gelesen hat, wird beachtet haben, daß bei den Etymologien Wörter mit volkskundlicher oder kulturgeschichtlicher Bedeutung stark hervortreten. Das ist in der Tat ein hervorstechender Zug in Schwyzers Forschung; auch dafür kam ihm zweifellos viel Anregung von der Beschäftigung mit den Schätzen des Idiotikonmaterials zu. Zwei prächtige Aufsätze gelten direkt dieser Verbindung von Wort- und Sachforschung: «Der Götter Knie – Abrahams Schoß. Sprach- und kulturgeschichtlicher Ausblick» (Antidoron J. Wackernagel, 1923, 283–293) und «Profaner und heiliger Gürtel im alten Iran» (Wörter und Sachen 12, 1929, 20–37. 302).

Nur selten und nur in seinen frühern Jahren hat sich Schwyzer mit Vorträgen oder Aufsätzen an einen weitern Hörerkreis gewendet. Er mußte konkreten Sprachstoff unter den Händen haben, den man nur genießen wollenden Hörern nicht bieten darf; das allgemeine Reden über Dinge, zu denen den Hörern meistens doch die Unterlagen fehlen, lag ihm nicht. Gedruckt ist die erste Antrittsvorlesung von Zürich: «Die Weltsprachen des Altertums in ihrer geschichtlichen Stellung» (Berlin 1902). Sie behandelt nach einem kurzen Überblick über die Verbreitung des Altbabylonischen und Aramäischen die Geschichte der Entstehung, Ausbreitung, Umgestaltung und Wiedereindämmung der griechischen und lateinischen Gemeinsprachen in flüssiger und noch heute durchaus lesenswerter und nicht überholter Weise.

Ein akademischer Rathausvortrag in Zürich (1905) behandelte «Das Problem einer Universalsprache» (erschienen in Wetzikon–Zürich 1906), und zwar in

einer bemerkenswert fortschrittlichen Weise – bemerkenswert, wenn man daran denkt, daß bald nachher die führenden Leipziger Indogermanisten K. Brugmann und A. Leskien in einer Schrift «Zur Kritik der künstlichen Weltsprachen» (Straßburg 1907) zu einer scharfen Ablehnung der «künstlichen Weltsprachen» gelangten. Schwyzer möchte «weder ... in das begeisterte Lob der Vorkämpfer der Idee einstimmen noch der Mißachtung Ausdruck geben, mit der ihr gerade in den Kreisen der Sprachforscher oft begegnet wird» (S. 1), und er kommt zum Schluß: «Die Einführung einer internationalen Hilfssprache für Handel und Technik, Fremdenverkehr und Wissenschaft ohne weitergehende Ansprüche liegt durchaus im Bereiche der Möglichkeit» (S. 15) – ein Standpunkt, den heute wohl die meisten Linguisten einnehmen.

Auch die zweite Zürcher Antrittsvorlesung, die dem Extraordinariat galt, ist gedruckt: «Sprache und Religion» in der Zeitschrift «Wissen und Leben» (6, 1910, 461–477). Sie stellt den Einfluß der Religion auf die Sprache und die Wichtigkeit der Religionswissenschaft für die Sprachgeschichte dar.

Für die «Festgabe zur Einweihung der Neubauten» der Universität Zürich (1914) hat Schwyzer einen Aufsatz über «Genealogische und kulturelle Sprachverwandtschaft» (Teil VI S. 133–146) beigesteuert, in dem er den mannigfaltigen kulturellen Beeinflussungen von Sprache zu Sprache nachgeht.

Merkwürdigerweise hat er auch an Kongressen selten Vorträge gehalten, obschon er da auf fachkundige Zuhörer rechnen konnte. Die vier internationalen Linguistenkongresse hat er alle mitgemacht, aber nur in Rom (1933) gesprochen: «Zu den fakultativen Anlautkonsonanten des Griechischen» (vgl. Atti del III congr. intern. dei linguisti 237f.), und am fünften Kongreß in Brüssel (1939), der dem Kriegsausbruch zum Opfer fiel, wollte er «Zur Auffassung der Apposition» reden (vgl. Vme Congrès Internat. des Linguistes, Résumés des Communications S. 45f.).

Diese ganz unvollständige und sehr nüchterne Aufzählung von Arbeiten sollte eine Vorstellung geben von der Reichhaltigkeit der Veröffentlichungen Schwyzers. Immer wieder staunt man über die Weite seiner Kenntnisse nicht nur in seinen Lieblingssprachen, sondern bis in entlegene Sprachen hinein, nicht nur im Sprachlichen, sondern auch im Sachlichen. Dabei gerät er aber nie ins Uferlose und in die naive Freude am Zusammentragen von Stoffmassen; vielmehr reiht sich alles an klare Gedankengänge auf und fügt sich der formenden Hand. Hoffen wir, daß es gelingt, eine Sammlung der weniger leicht zugänglichen Schriften zu seinem Gedächtnis herauszugeben, da die Absicht, sie ihm zum 70. Geburtstag zu überreichen, durch den Tod vereitelt worden ist.

Das Bild Schwyzers wäre unvollständig, wenn nicht noch zum Schluß ein Wort über sein menschliches Wesen gesagt würde. Es muß aber kurz und zurückhaltend sein, sonst würde es seiner Art widersprechen. Auf der einen Seite war er ein unermüdlicher Schreibtischgelehrter; ohne seine bis in seine letzten Wochen ungebrochene Arbeitskraft, Arbeitslust und Arbeitstreue wäre die Leistung nicht

denkbar gewesen, vor der wir bewundernd stehen. Das hinderte aber nicht, daß er daneben nicht nur ein ausgezeichneter, ebenso nüchtern-klarer wie lebhaft-anregender Dozent, ein allzeit dienstwilliger und fröhlicher Kollege und Freund, ein heiterer und unterhaltsamer Gesellschafter und ein treuer Familienvater war. Er verband selbständige Eigenart mit größter Bescheidenheit; deshalb hat er sich nie einer «Schule» verschrieben und selber keine «Schule» begründet, und gerade dieser Art verdankt er das hohe Ansehen und die allgemeine Zuneigung der ganzen sprachwissenschaftlichen Welt und aller seiner Bekannten und Freunde, die nun mit dankbarem Gedenken um ihn trauern.